

«Unten bin ich ein Schweizer, hier ein Ausländer»: Lebensgeschichten aus dem Balkan

SURSEE UND DIE WELT WIE LEBT ES SICH MIT UND ZWISCHEN ZWEI IDENTITÄTEN? GIBT ES ÜBERHAUPT ZWEI, ODER NICHT NUR EINE? DIESE ZEITUNG LÄSST DREI MENSCHEN, DIE IHRE WURZELN AUF DEM BALKAN HABEN, ZU WORT KOMMEN UND AUS IHREM LEBEN ERZÄHLEN

«Familie ist alles, was ich brauche»

IVAN PLEIC DER KROATISCHE BOSNIER FAND IN WAUWIL EINE ZWEITE HEIMAT

Von der Wanderlust gepackt, zog es Ivan Pleic immer wieder in fremde Länder. Erst die heimliche Schweiz bewegte den kroatischen Bosnier dazu, in Wauwil Wurzeln zu schlagen.

Schon in jungen Jahren verreiste Ivan Pleic so oft wie nur möglich. Der Wunsch, fremde Kulturen kennenzulernen, Kontakte zu knüpfen und die einzigartigen Orte der Welt zu entdecken, reizte ihn stets. Von der Abenteuerlust gepackt, erkundete er Europa und Teile Asiens. «Ich bin ein Mensch, der viel Abwechslung in seinem Leben braucht», sagt der 65-Jährige. So kam es auch dazu, dass er für kurze Zeit in Österreich und später drei Jahre in Deutschland lebte. «Ich war jung und wollte sehen, wie es auf der Welt zu und her geht», sagt er. Während seines Aufenthaltes eignete er sich auch seine ersten Deutschkenntnisse an. Doch keines der beiden Länder konnte den kroatischen Bosnier zum Bleiben bewegen. Es zog ihn wieder in seine Heimat nach Bosnien-Herzegowina, in eine Stadt namens Busovaca ganz in der Nähe von Sarajevo.

Die Familie im Mittelpunkt

Im Jahr 1983 zog es Ivan Pleic schliesslich in die Schweiz, genauer in die Gemeinde Wauwil. «Vom ersten Tag an wusste ich: Hier gefällt es mir», sagt er. «Ich wurde von der Nachbarschaft freundlich und wohlwollend aufgenommen. Das bedeutete mir damals so wie heute sehr viel.» Sich in der Gemeinde aktiv zu integrieren fiel ihm deshalb umso leichter. Für zwei Jahre arbeitete er auf einem landwirtschaftlichen Betrieb, danach bekam er einen Job in einer Transportfirma. Parallel dazu baute er sich ein Leben in der Schweiz auf. Sein Glück wurde erst vollkommen,

als seine Frau mit den beiden Kindern zu ihm in die Schweiz zog. «Alles hatte so gut geklappt. Mehr hätte ich mir nicht wünschen können», sagt er. Seine Frau sowie seine zwei Kinder – die Tochter siebenjährig, der Sohn fünfjährig – wurden in der Gemeinde herzlich aufgenommen. «Für meine Kinder bot Wauwil die ideale Grundlage, um aufzuwachsen. Es ist ihre Heimat. Und sehr schnell ist es auch zu meiner Heimat geworden. Darüber bin ich sehr froh und dankbar.»

30 Jahre in Wauwil

Heimweh nach Busovaca verspürte Ivan Pleic nie. «Schliesslich war meine Familie bei mir. Das war alles, was ich brauchte», sagt er. Zudem besuchte er seine Verwandtschaft jährlich ein bis zwei Mal, je nach Möglichkeit. 30 Jahre lebte er in Wauwil, ohne je das Bedürfnis zu verspüren, erneut umziehen zu wollen. «In Wauwil hatte ich meine Heimat gefunden. Von allem was ich von der Welt gesehen hatte, gefiel es mir dort am besten.»



Ivan Pleic.

FOTO ZVC

Zurück nach Busovaca

Während der 30 Jahre in der Schweiz erlebte Ivan Pleic, wie seine Kinder aufwuchsen, ihre eigenen Wege einschlugen und eigene Familien gründeten. Erinnerungen, die für ihn kostbar sind. Nach der Pension beschlossen er und seine Frau, ihre Zelte in Wauwil abzubauen und zurück nach Bosnien-Herzegowina zu ziehen.

«Junge Leute zieht es ins Ausland, wo die Möglichkeiten besser sind.»

IVAN PLEIC

ziehen. «Meine Kinder mussten sich nun um ihre eigenen Familien kümmern. Der Moment stimmte, um nach Busovaca zurückzukehren», erklärt er. Der Schweiz ganz fern bleiben wollte er jedoch nicht. «Ich besuche meine Kinder regelmässig. Und mit meinen Enkelkindern telefoniere ich fast täglich. Trotz der Distanz will ich jederzeit wissen, wie es ihnen geht.»

Reisefieber neu entflammt

Durch den Krieg habe sich einiges in Bosnien-Herzegowina geändert. «Viele junge Leute zieht es ins Ausland, wo die Möglichkeiten besser sind. Denn die Arbeitssituation hier ist unbefriedigend. Es ist schwierig, gutes Geld zu verdienen», erzählt der ehemalige Wauwiler. «Doch hat man erst mal Geld, kann man überall leben, wo man möchte.»

Seinen Ruhestand nutzt Ivan Pleic, um täglich Ausflüge an neue Orte zu unternehmen. Auch sein Reisefieber sei nach der Pension neu entflammt: «Mein nächstes Reiseziel ist Argentinien. Ich bin noch kräftig und gesund, also warum nicht? Und Südamerika wollte ich immer schon sehen.»

LIVIA KURMANN



Die Brücke Stari most in der Stadt Mostar in Bosnien-Herzegowina wurde während des Bosnienkriegs zerstört und später wieder aufgebaut. Noch heute gilt sie als Wahrzeichen der Stadt und als Symbol für das Zusammenleben der verschiedenen Religionen und Ethnien in Mostar.

FOTO KEYSTONE/TPC

«Ich erlebte einen Kulturschock»

HAJREDIN REXHEPI DIE WURZELN DES 39-JÄHRIGEN GEUENSEERS LIEGEN IM KOSOVO

Als Hajredin Rexhepi 1988 als Neunjähriger in die Schweiz kam, traf er auf eine völlig neue Welt. Heute fühle er sich als Teil dieser Gesellschaft, in der er sich nicht zuletzt dank der Sprache zu rechtgefunden habe, sagt der Secondo.

Hajredin Rexhepis Vater reiste in den 1960er-Jahren als Gastarbeiter in die Schweiz. «Er arbeitete auf einem Bauernhof und gehörte zu klassischen ersten Generation von Migranten, die in ein fremdes Land zog, um die daheimgebliebene Familie zu unterstützen», sagt Rexhepi. Die Familie folgte dem Vater erst 1988 nach, als sich der Konflikt im Kosovo immer mehr zuspitzte.

Rexhepi erinnert sich noch gut an seine Ankunft in der Schweiz: «Ich war neun Jahre alt und sprach kein Wort deutsch. Ich erlebte einen richtigen Kulturschock.» Zusammen mit seinem älteren Bruder besuchte er die Primarschule in Mauensee. Doch die fehlenden Sprachkenntnisse hätten ihm den Start in das neue Leben alles andere als einfach gemacht: «Im Kosovo gehörte ich zu den guten Schülern. Aber in der Schweiz musste ich quasi wieder bei Null anfangen.»

Sprache als Schlüssel zur Kultur

Mit dem Überwinden der Sprachbarriere hätten sich mit der Zeit viele Probleme von selbst gelöst, erinnert sich Rexhepi. «Als ich mich erst einmal gegenüber meinem Umfeld ausdrücken konnte, wurde alles viel einfacher. Die Sprache war der Schlüssel, um mich in der neuen Kultur zurechtzufinden.» So habe er sehr schnell Deutsch gelernt – zum Beispiel beim Spielen mit anderen Kindern. Ein weiterer Grund sei wohl auch die Tatsache gewesen, dass es zu jener Zeit kein albanisches Fernsehen gegeben

habe, sagt Rexhepi: «Zuhause liefen ja nur Schweizer und deutsche Fernsehprogramme.» Nach Abschluss der Oberstufe in Mauensee begann Hajredin Rexhepi die Ausbildung als Maurer. Bereits mit 24 Jahren machte er sich selbstständig. «Ich suchte die Herausforderung und wollte es einfach mal versuchen», sagt Rexhepi. Heute führt er in Sursee ein Maurerunternehmen mit sechs Angestellten. Rückblickend sei er froh, dass er den Schritt in die Selbstständigkeit gewagt habe. «Wenn man jung ist, denkt man weniger über Risiken nach. Und manchmal ist das vielleicht auch gut so.»

«Die Schweiz hat uns verändert»

Für Hajredin Rexhepi ist es nicht ein Leben zwischen, sondern in zwei Kulturen, wie er betont. «Gerade im beruflichen Alltag lebe ich schweizerische Tugenden wie beispielsweise Pünktlichkeit. Und wenn ich mich mal schneller als etwas aufrege, kommt dann halt mehr der Südländer zum Vorschein.» Er sei überzeugt, dass sich viele Menschen der zweiten und dritten Generation von Migranten gut angepasst hätten, sagt Rexhepi. Dass es Leute gebe, die mit ihrem Verhalten Klischees bedienen würden, sei nicht von der Hand zu weisen. Doch Klischees würden manchmal auch auf Seiten der Schweizer bewirtschaftet. So stört sich Rexhepi etwa daran, dass oftmals die Herkunft eines Menschen thematisiert werde, obwohl diese im Kontext eigentlich gar keine Rolle spiele: «Relevant für die Gesellschaft sind die Handlungen eines Menschen, nicht seine Herkunft.»

Wichtig sei für ihn, dass Migranten nicht als eine Gefahr, sondern als eine Ergänzung für die Gesellschaft betrachtet würden, sagt Rexhepi. So teile er mit vielen anderen Secondos die Wahrnehmung, ein Teil der Gesellschaft in diesem Land geworden zu sein. Und er fügt hinzu: «Die Schweiz hat uns verändert. Aber wir auch die Schweiz.»



Hajredin Rexhepi.

FOTO FZ

«In Jugoslawien fragte niemand, woher und was du bist»

HAMZA SEFEROVIC DER BALD 53-JÄHRIGE BOSNISCH-SCHWEIZERISCHE DOPPELBÜRGER KAM VOR 30 JAHREN IN DIE REGION

Die Liebe und ein besseres Leben brachten Hamza Seferovic in die Schweiz. Er stammt aus Bosnien, ist Muslim und Vater des Fussballers Haris Seferovic. In seiner alten Heimat bringt er noch die Ferien.

«Jugoslawien war gut. Niemand fragte, woher du bist und was du bist. Heute lautet die erste Frage nach der Religion», sagt der 52-jährige Hamza Seferovic in seiner Wohnung an der Chr.-Schnyder-Strasse in Sursee. Er stammt aus der Stadt Sanski Most in Bosnien-Herzegowina, der «Stadt an neun Flüssen». Damals, in seiner Jugend in den Achtzigerjahren, gab es dort wenig Industrie und viele kleine Landwirtschaftsbetriebe. Auf einem solchen ist er mit seiner Schwester und den Eltern, die kein Auto hatten, aufgewachsen. «Ich musste ihnen helfen. Wir lebten aber gut.» Viele hätten damals in einer Fabrik arbeiten und gleichzeitig ein wenig Landwirtschaft betreiben können. «Jetzt ist es eine andere Generation.» Man könne die Zeiten nicht miteinander vergleichen.

In Slowenien gelernt

Nach der Primarschule ging der 15-jährige Hamza Seferovic wie viele aus Bosnien-Herzegowina nach Slo-

wenien. Er wohnte in einem Internat und lernte Chemieabonant. Am 23. Dezember 1987 heiratete er. Damals arbeitete seine Frau Sefika, die im gleichen Dorf wie er aufgewachsen ist, bereits seit August desselben Jahres bei der Calida in Sursee. Die damals 19-Jährige hat in Bosnien eine Näherinnenschule abgeschlossen und folgte ihrer Schwester in die Schweiz. Kürzlich konnte sie ihr 30-jähriges Firmenjubiläum feiern. Noch immer ist sie beim Surseer Unterwäscherhersteller angestellt – mittlerweile noch zu einem 50-Prozent-Pensum.

Kein einziger Tag arbeitslos

«Ich hatte die Chance, in Slowenien in einer grossen Fabrik mit einem guten Lohn zu arbeiten. In der Schweiz war der Standard aber höher», blickt Hamza Seferovic zurück. Am 12. April 1988 nahm er offiziell in der Schweiz – in St. Erhard – Wohnsitz. In Nebikon fand er Arbeit. 1991 wechselte er nach Ruswil, und seit 2000 arbeitet Hamza Seferovic bei Swiss Steel in Emmenbrücke. Heute trägt er die Verantwortung für die ganze Kontrolle in der Fertigung, die vorwiegend für die Autoindustrie zuliefert.

«Während der 30 Jahre in der Schweiz will ich keinen einzigen Tag arbeitslos», erzählt er stolz. Und seine Kinder sind etwas geworden. Seine Tochter

wohnt in Triengen und hat Hamza Seferovic einen Enkel geschenkt. Sohn Haris stürmt im Fussball in Portugal und in der Schweizer Nationalmannschaft. Und der jüngere Sohn konnte nach seiner Lehre als Logistiker bei der Trisa im Trienger Familienunternehmen bleiben.

Seiner Heimatstadt hat Hamza Seferovic, der sich als «europäischen Muslim» bezeichnet, der im Jahr zweimal eine Moschee von innen sieht, zeitweilig die Treue gehalten. Er besitzt dort ein Haus und macht in Bosnien das Haus wieder aufbauen.



Hamza Seferovic

FOTO STI

öfters Ferien. «Im Sommer ist es sehr schön und hat viel Wasser. Derzeit liegt in Sanski Most aber 30 cm Schnee, und es ist Minus 10 Grad», erklärt er. Ganz reibungslos hat Hamza Seferovic die Aufsplitterung von Jugoslawien aus der Ferne nicht erlebt. «Während des Kriegs wurden mein Elternhaus und über 450 Häuser niedergebrannt», erinnert er sich. Ein Jahr vor Beginn des Kriegs wollte er in seiner Heimat mit dem Bau eines Hauses beginnen. «Ab 1996 haben sie mir dann alles geklaut. Das Dach, Fenster, Wasserhähne. Alles war weg.» Erst später konnte er mit kleinen Schritten das Haus wieder aufbauen.

Provokationen in Sursee

Während des Kriegs auf dem Balkan erlebte Hamza Seferovic, dass die Feindschaften zwischen den Muslimen, Serben und Kroaten in die Schweiz schwappten. «Im Fussballverein Sutjeska Sursee spielten damals die Leute aus ganz Jugoslawien. Niemand fragte, wer, was, wo. Plötzlich gab es aber verschiedene Provokationen.» Er habe nachher nach Nebikon zu den Senioren gewechselt. «Weil ich gerne esse und zu spät angefangen habe, schaffte ich es nie, vom Fussball zu leben», lacht er. Die Frage, ob er nach der Pensionierung zurückkehren möchte, verneint

Hamza Seferovic. «Vieles ist in Bosnien-Herzegowina nicht perfekt. Zum Beispiel die Ärzte.» Auch seine Familie ist in der Schweiz heimisch geworden. Alle Kinder kamen in Sursee zur Welt. Sein achteinhalbjähriges Enkelkind könne sich nicht vorstellen, in den Balkan auszuwandern. Und die Familie ist für Hamza Seferovic das Grösste.

Haris fährt an die WM

So sagt er schmunzelnd: «Ich bin mit Haris jeden Tag zehnmal in Kontakt. Er hört auf mich, macht aber nicht immer das, was ich will.» Entscheidungen fälle der «Mann aus Sursee» trotzdem nie alleine. Sie würden sehr viel zusammen kommunizieren. Gerade vergangenes Wochenende besuchte Hamza Seferovic seinen Sohn in Lissabon und schwärmte noch von dem guten Fisch, den er dort gegessen habe. Haris müsse bei Benfica kämpfen und mehr Spielminuten bekommen. «Ich glaube, dass er an die WM nach Russland fahren kann», bleibt Vater Seferovic zuversichtlich.

Noch einmal spricht der Doppelbürger über sein Leben. Er würde alles gleich machen, aber Hamza Seferovic weiss auch: «Unten bin ich der Schweizer, hier ein Ausländer.»

THOMAS STILLHART



KOLUMNE

Vergangenheit hat den Kosovo fest im Griff

Kosovo, im Hochsommer 2016. Eine Gluthitze hat sich über das Amselfeld im Osten und über das Dukagjिन-Ebene im Westen des Landes gelegt. Das Quecksilber oszilliert kurz vor der 40-Grad-Marke. Über die unebenen, löchrigen Strassen Pristinas klappern verbeulte Autos dahin, feine Staubwolken hinter sich aufwirbelnd. Die Hauptstadt lebt an jenem Mittwochnachmittag. Wie an jedem anderen Nachmittag. Schmucke Cafés säumen den ausladenden Mutter-Teresa-Boulevard, der vom Skanderbeg-Platz Richtung Süden, vorbei am Nationaltheater und dem Swiss Diamond Hotel des Tessiner Bauunternehmers und Multimillionärs Behgjet Pacolli auf den Zahir-Pajaziti-Platz hin ausläuft. Die Cafés sind voll heute. Morgen auch. Ebenso am Tag danach. Die kosovarische Bevölkerung ist überdurchschnittlich jung, die Jugendarbeitslosigkeit hoch, über 60 Prozent. Die Zeichen stehen nicht auf Besserung. Wer Arbeit findet, kann sich glücklich schätzen und 300 Euro pro Monat sein Eigen nennen. Die anderen schielen ins Ausland, zur Schweiz, hoffen auf die Liberalisierung der Visums-Pflicht, die

ihnen von der EU und der politischen Clique des Landes seit Jahren in Aussicht gestellt wird. Vergeltens. Die Cafés bleiben gut gefüllt.

Die Vergangenheit lastet schwer auf dem kleinen Staat, der zugleich Europas jüngster ist. Geplagt von Armut, Korruption und Arbeitslosigkeit, tut er sich schwer, seinem Schatten zu entfliehen. Er will es auch nicht. Noch nicht. Die alten Seilschaften der UÇK, jener paramilitärischen Organisation, die während des Krieges für die Unabhängigkeit des Kosovos kämpfte, sind allgegenwärtig, lähmen Politik und Gesellschaft, lassen das Land im Stillstand verharren. Der Kosovo ist ein Land der starken Männer: Blutsbanden und Vetterwirtschaft wiegen schwerer als parlamentarischer Konsens, der Blick ins eigene Portemonnaie versperrt die Chance auf eine gemeinsame Zukunft. Nicht willens, Verantwortung zu übernehmen, zeigt die Politik auf ihr Gegenüber: auf die Opposition, die blockiert, auf die EU, die nicht will, auf die Serben, die verhindern.

Gracanica, eine serbische Enklave, 30 Autominuten südlich von Pristina.



Am Ort, wo 1389 zwischen dem serbischen und dem osmanischen Heer die Schlacht auf dem Amselfeld stattgefunden hat, steht heute das Denkmal Gazimestan. Die Niederlage der Serben auf dem Amselfeld (Kosovo polje) begründet den serbischen Nationalmythos.

FOTO MOC

Dort, abseits der Hauptstrasse, leicht versteckt, mit Blick über die weite Ebene des Amselfelds gen Mazedonien, steht das Hotel Gracanica des ehemaligen EDA-Mitarbeiters Andreas Wormser. Sein Hotel unterstützt das Zusammenleben der Ethnien im Kosovo. Albaner, Serben und Roma arbeiten hier zusammen. Keine Beinstverständlichkeit. Noch heute beanspruchen Pristina wie Belgrad die historische Deutungshoheit über die Vergangenheit und Zukunft des Staates. Eine Deutungshoheit, die keine Kompromisse, keine Konzessionen kennt.

Die Vergangenheit wird am Leben erhalten, beschworen. In den kosovo-albanischen Schulbüchern. Am serbischen Nationalfeiertag Vidovdan, wenn Hunderte zum Denkmal Gazimestan, der Gedenkstätte der Schlacht auf dem Amselfeld, pilgern. Und das Versagen der offenen Gesellschaft, ihrerseits in den öffentlichen Diskurs über Schuld und Opferrolle, über Identität, Vergangenheitsbewältigung und Zukunftsperspektiven einzutreten, trägt das Ihre dazu bei. Die Positionen scheinen unverrückbar. Noch.